

ballesterer

Fußballmagazin

5,50 €

6,50 (D), SFr. 11 (CH)

VELI KAVLAK

Der aus dem Käfig kam

DENİZ NAKİ

Der Stolz der Kurden

AC MILAN + FC BASEL

Alles anders, alles neu



P.b.b. Ballesterer Zeitschriftenverlag GmbH, Porzellangasse 1/9, 1090 Wien, Plus Zeitung 112039956P



FREIHEIT HINTER GITTERN

Text: Mareike Boysen
Foto: Günther Lichtenberger
Mitarbeit: Klaus Federmair,
Moritz Nachtschatt & Daniel Shaked

Anrainer betrachten sie als
Lärmfaktoren, Sozialarbeiter
nennen sie Wirkungsräume
archaischer Parkhierarchien.
Für jugendliche Kicker
bedeuten Fußballkäfige
die Emanzipation von
einengenden Regeln und
eine täglich neue Chance
auf Respekt. Eine Tour
durch Wien.






PSSST
Nachtruhe
von 22 - 6


Am Hofferplatz in Ottakring scheint alles zu klein geraten zu sein. Männer und Frauen haben getrennt voneinander jeden Platz an den Holztischen besetzt, um entweder Karten und Schach zu spielen, zu stricken oder Kinder zu wickeln. Am einzigen Brunnen drängen sich die Volksschüler, die ihre Wasserbomben auffüllen wollen. Fahrräder liegen in den Durchgängen, ein Bub im Ivica-Olic-Trikot fährt unaufhörlich mit seinem Roller im Kreis. Dem Marihuanageruch kann sich schwer jemand entziehen. In unregelmäßigen Abständen ertönt eine Geräuschfolge aus einem lauten Schlag und einem metallischen Schnarren: immer dann, wenn einer der im Käfig spielenden zehn- bis elfjährigen Buben den Fußball gegen das Gitter schießt. Die Stimmung an diesem heißen Samstagnachmittag ist gut.

NICHTS FÜR MÖCHTEGERNKICKER

Auf der Straße daneben steht Emir mit einer Gruppe von Freunden. Der 17-Jährige Sohn bosnischer Migranten will seinen richtigen Namen nicht nennen. Seit einigen Jahren wohnt er in Liesing, aufgewachsen ist er aber am Hofferplatz, wo er sich mit seinen früheren Nachbarn verabredet hat. „Er war mal bei Rapid“, sagen die über ihn. Eingestiegen sei er dort als 13-Jähriger gemeinsam mit einem Freund. Der spielt nun in der U18, Emir hat eine Lehre zum Maurer begonnen. „Es war alles zu teuer“, sagt er. „Für Kleidung habe ich über 200 Euro gezahlt, und auch der Spielerpass war nicht gratis.“ Der Trainer sei außerdem streng gewesen und habe den Spielern wenig Freizeit gelassen. „Ich wusste, ich werde nie Profifußballer“, sagt Emir. „Also habe ich aufgehört.“ Heute wollen er und seine Freunde im Käfig im Neunerpark, dem Lorenz-Bayer-Platz an der Grenze zu Hernals, spielen.

„Wenn Möchtegernkicker kommen, dann gehen wir rein“, sagt Mustafa über den Fußballkäfig am Hofferplatz. „Die sollen nach unserer Pfeife tanzen. Die Kinder sind ja uninteressant.“ Der 20-Jährige, der sich stellvertretend für die am Tisch versammelte Gruppe als Österreicher mit türkischen Wurzeln vorstellt, behält das Geschehen im Auge. Wie Muhammed, der im gleichen Alter ist und neben ihm sitzt, habe er bei ver-

1 8 **ALS DIE WIENER KÄFIGE IN DEN 1950ER JAHREN ERRICHTET WURDEN, SOLLTEN SIE SPORTPLÄTZE ABSEITS DES ZUNEHMENDEN STRASSENVERKEHRS BIETEN.**

schiedenen Wiener Vereinen gespielt. Die große Karriere habe ein Bruch des Sprunggelenks verhindert. „Sonst hättest du längst die direkte Einladung von Real Madrid“, sagt Muhammed und erntet allgemeines Gelächter. Mustafa holt prompt zum Gegenangriff aus: „Er ist so lustig. Wir haben Testmatch und spielen gegen seine Mannschaft, er ist nicht einmal Auswechselspieler, nicht einmal Ersatzspieler ist er. Er ist einfach nur zuschauen gekommen.“ – „Ich war verletzt.“ – „Verletzt? Halt die Pappn, Oida, du hast mir selber gesagt, du darfst nicht spielen.“ – „Muskelfaserriss, du Opfa!“ – „Arschloch!“ Kurz ist es lauter geworden, schließlich demonstrieren beide mit abschätzigem Kopfschütteln, wie wenig die Meinung des anderen ihnen anhaben kann. Muhammed widmet sich wieder seinem Smartphone, Mustafa schiebt noch ein „Er ist so deppert!“ nach. Um halb acht, lange vor Einbruch der Dunkelheit, erscheint ein Sicherheitsmann in blauer Uniform und sperrt den Käfig ab. Eine zufriedenstellende Erklärung dafür kann er den protestierenden Kindern nicht liefern, irgendetwas sei kaputt. Für Muhammed und seine Freunde, die bislang keinen Anlass gesehen haben, ihre Überlegenheit am Ball zu demonstrieren, ist das kein Problem. „Für uns ist der Käfig sowieso zu klein“, sagt er. „Gescheit spielen kannst du da nicht.“

WEM GEHÖRT DER PARK?

Als die ersten Wiener Ballspielkäfige in den 1950er Jahren errichtet wurden, sollten sie ungestörte Sportplätze abseits des zunehmenden Straßenverkehrs bieten. Die zuständige Magistratsabteilung zählt in den 850 Parks und Grünanlagen des Stadtgebiets heute 208 ihrer Sorte. Doch die Statistik trügt: Etliche Käfige sind vorübergehend oder langfristig



geschlossen. „Von sieben Käfigen in den Stadtgebieten Kreta, Absberggasse und Monte Laa, einer der Wiegen des österreichischen Fußballs, liegen zwei brach“, sagt Irmgard Hubauer von der Gebietsbetreuung Stadterneuerung für den 10. Bezirk. „Bis zu unserer Intervention vor einem Jahr gab es dort außerdem keine Wiese mehr, auf der das Fußballspielen erlaubt war.“ Grund für die Einschränkungen seien zumeist Lärmbeschwerden von Anrainern. „Bei der Neu- und Umgestaltung von Freiflächen spielt eine entscheidende Rolle, wie weit sie von Wohnungen entfernt liegen“, sagt Hubauer. In der Stadtplanung ist der Käfig ein Problemfeld. Das hängt auch damit zusammen, dass er einen Lebensstil repräsentiert, der bei vielen Ablehnung hervorruft. „Parks sind aus der Perspektive etlicher Österreicher die Orte, an denen sich ausschließlich Kinder, Jugendliche und Migrant*innen aufhalten“, sagt Soziologin Hubauer. Viele hätten die umliegenden Parks als Freizeit- und Erholungsorte aufgegeben. Die Akzeptanz für verschiedene Verwendungen von Freiflächen aber, das haben Hubauers Untersuchungen im Raum Wien ergeben, steige und falle mit dem Grad der eigenen Nutzung.

Um den Auseinandersetzungen um Käfige vorzubeugen, sei es sinnvoll, solche Orte für Parkkicker zu finden, die Beschwerden unwahrscheinlich machen. Jutta Kleedorfer, Koordinatorin für Mehrfach- und Zwischennutzung bei der Stadt Wien, folgt diesem Auftrag. Die Nachfrage nach Fußballplätzen bezeichnet die Raumplanerin als anhaltend enorm. So sei auch die Idee zum inzwischen berühmtesten Käfigstandort am Wiener Gürtel damals von den Jugendlichen selbst gekommen, sagt sie. „Es hat eine

DIE IDEE ZUM INZWISCHEN BERÜHMTESTEN KÄFIGSTANDORT DER STADT AM WIENER GÜRTEL IST VON DEN JUGENDLICHEN SELBST GEKOMMEN.

akute Bedarfsanmeldung derjenigen gegeben, die von Erwachsenen und insbesondere Eltern aus den Innenstadtparks, speziell aus Margareten, verdrängt worden waren.“ Es folgte der Vorschlag, Ballkäfige auf dem Mittelstreifen des Gürtels zu montieren. Der Kritik einiger Beobachter an der hohen CO₂-Belastung für die Spieler stellt sich Kleedorfer entschieden entgegen: Man habe das im Vorfeld genau untersucht, der Wind stehe hier einfach günstig. 2001 wurde der erste Käfig am Gürtel eröffnet.

WER SIEGT, BLEIBT AM PLATZ

An der drückenden Hitze, die sich an einem Freitagnachmittag Mitte Juli in der Wiener Dunstglocke breit gemacht hat, stören sich die Spieler im Käfig auf der Höhe Margareten-gürtel und Arbeitergasse tatsächlich wenig. Gegen halb fünf trudeln die ersten ein, eine halbe Stunde später können erstmals zwei Fünfterteams gegeneinander antreten. Evans, der als elfter Mann warten muss, steht am Käfigeingang und beobachtet das schnelle Match auf Asphalt mit Respekt. Der 22-jährige Afghane ist heute zum ersten Mal hier, er trägt sommerliche Sportkleidung aus Nylon und Hallenschuhe. „Ich war im Fitness-center und habe meine Fußballschuhe nicht mitgenommen“, sagt er. „Auf dem Boden muss ich vorsichtig sein, ich bin schon einmal umgeknickt.“ Eigentlich ist Evans auf der Suche nach einem neuen Klub. Vor sechs Jahren sei er nach Österreich gekommen, bis zu seinem Umzug von Niederösterreich nach Wien vor zwei Jahren habe er bei einem Provinzklub gespielt. Mit seinem Mitbewohner Mirahmad, der gerade im Tor steht, kickt er unregelmäßig im Donaupark auf der Wiese. „Wir brauchen aber eine Mannschaft“, sagt Evans.

Mit seinem Tor zum 10:5 hat Karim gerade das Match beendet. Er ist hier Spieler der ersten Stunde. „Käfig“, sagt er in der Pause vor der nächsten Partie, „das ist Freiheit. Du kannst machen, was du willst. Keiner schreibt dir was vor. Du darfst über-treiben und acht Stunden lang den Ball führen.“ Dass der 24-Jährige die weitgehende Abwesenheit von Regeln so zu schätzen gelernt hat, hängt auch damit zusammen, dass er fünfmal pro Woche das Gegenteil erlebt. Vor einem Jahr ist Karim von Vindobona zum Stadtligisten Post SV gewechselt, wo er meist als Mittelstürmer eingesetzt wird. „Im Verein muss ich meine Position einhalten, ich muss nach spätestens drei Sekunden



abspielen. Wenn ich das nicht befolge, werde ich vom Trainer bestraft“, sagt er. Gerade habe der eine neue Regel eingeführt: Für jede Minute, die man zu spät zum Training kommt, zahlt man einen Euro. In der Kabine hänge zur Erinnerung eine Liste mit allen möglichen Vergehen samt Art und Höhe ihrer Sanktionierung aus. Sich in strenge Systeme einzuordnen, bereitet Karim keinen besonderen Spaß, aber auch keine größeren Probleme. Der Sohn ägyptischer Migranten ist im Gemeindebau auf der gegenüberliegenden Straßenseite mit seiner Mutter und zwei jüngeren Brüdern aufgewachsen, gerade holt er seinen Zivildienst im Otto-Wagner-Spital nach, für den er ein Studium des Wirtschaftsrechts unterbrochen hat. „Ich wollte immer Fußballer werden“, sagt er. „Aber meine Mutter hat mir beigebracht, dass Bildung wichtiger ist.“

DIE REGELN DES KÄFIGS

In der kommenden Stunde wird es im und um den beliebtesten Käfig am Gürtel herum ständig voller. Ordnung schafft ein Minimalsystem, nach dem in Wiener Käfigen seit jeher gespielt wird: Wer gewinnt, bleibt am Platz und tritt gegen die nächste wartende Mannschaft an. Das Verliererteam reiht sich hinten wieder ein. Eine afghanische Gruppe bringt zwischen zwei Spielen mit einer für alle anderen unverständlichen Diskussion den Ablauf ins Stocken. Irgendwann wird eine Münze geworfen, die nichts zu klären scheint. Karim und seine vier Mannschaftskollegen, die herausgefordert werden sollen, sitzen am Boden und warten darauf, dass sich die Gemüter beruhigen. Es wird eine

WER GEWINNT, BLEIBT AM PLATZ UND TRITT GEGEN DIE NÄCHSTE WARTENDE MANNSCHAFT AN. DAS VERLIERERTEAM REIHT SICH HINTEN WIEDER EIN.

halbe Stunde dauern, bis weitergespielt werden kann. „Das ist immer das Gleiche“, sagen sie. Der 17-jährige Abdullah, der als Kind aus Afghanistan nach Österreich gekommen ist, betrachtet den Streit amüsiert. Nicht selten führe eine solche Situation sogar zu Schlägereien. „Es sollte einen Schalter geben, an dem jeder eine Nummer zieht“, schlägt der Schüler vor. Einige Somalier, denen die Wartezeit zu lang geworden ist, beginnen im kleineren Käfig nebenan ein Match. Bis zur Abenddämmerung haben sich weitaus mehr und euphorischere Zuschauer auf ihrer Seite versammelt.

In Karims Mannschaft, die in einem harten und unaufgeregten Spiel gegen das afghanische Team den Kürzeren gezogen hat, spielt auch der 19-jährige Dilber. „Wenn wir gut drauf sind, verlieren wir nicht. Wir sind hier aufgewachsen und eingespielt“, sagt er. Einmal in der Woche trainiert Dilber, der aus einer indischen Familie stammt, eine Gruppe aus Sechs- bis 14-Jährigen in der Käfig-League der Caritas. Die Matchregeln sind schnell erklärt: „Wir spielen ohne Abseits, es gibt kein Out auf den Seitenbahnen, aber Ecken. Freistöße spielen wir nur, wenn genug Zeit ist. Bei wenigen Spielern tritt die Rückpassregel in Kraft.“ Manche Dinge würden die Kinder hier besser lernen als im Verein, sagt Dilber, etwa die Technik am Ball und das flüssige Spiel. „Es geht alles schneller, und du musst den Ball unter Kontrolle halten.“ Als wichtigsten Bestandteil des Trainings aber sieht er die Vermittlung von sozialen und kommunikativen Kompetenzen. „Zum Beispiel zeige ich ihnen, wie sie sich gegen Rassismus wehren können. Und dass sie abwarten und reden sollen, bevor sie sich schlagen.“

„ICH HAB KÖRPER“

Die Auseinandersetzungen und Unsportlichkeiten in den Käfigen hätten ihm die Lust am Kicken verdorben, sagt Haris, der inzwischen in wechselnden Parks sein Fitnessprogramm absolviert. Dabei hatte die Fußballgeschichte des heute 17-Jährigen so positiv begonnen: „Ich bin 2006 aus Bosnien gekommen, alles war da – Beton, Tore, viel besser als bei uns. Die Käfig-League haben wir gewonnen. Es gab noch Reso, Nouri, Sabri, Khemin, Admin. Cufo war auch einer, aber der ist wieder abgeschoben worden.“ Nach einer Uneinigkeit über den Punktestand bei einem Turnier, die in einer Massenschlägerei endete, habe man seine Mannschaft für vier Monate gesperrt. Haris selbst hatte einem





gegnerischen Spieler die Nase gebrochen, sein Vater habe Schmerzensgeld zahlen müssen. „Wir sind dann zurückgekommen und haben gezeigt, dass wir Benehmen haben“, sagt Haris. „Fußball ist auch Fair Play.“ Das habe sich zwar im Rahmen der Käfig-League beweisen lassen, nicht aber darüber hinaus. „Türken und Albaner haben uns provoziert“, sagt er. „Die kommen und sagen: ‚Ich bin 1,80, ich hab Körper.‘ Ich sage: ‚Ich hab auch Körper, was willst du?‘ Aber am meisten Stress haben immer die Serben gemacht. Bosnien, Kosovo – wen interessiert der Krieg? Wen interessiert, was vor 20 Jahren war?“ In seiner Stimme schwingt Resignation mit. „Fußball sollte Menschen verbinden“, sagt Haris. „Aber die Menschen sind negativ.“

Um die Territorialansprüche zu verstehen, die in den Käfigen zum Ausdruck kommen, ist es sinnvoll, das Rundherum des Parks genauer zu betrachten. „Wir haben festgestellt, dass sich auf den etablierten Plätzen jede Migrantengruppe ihr Eckchen genommen hat und dass das untereinander akzeptiert wird“, sagt Soziologe Jens Dangschat. Der emeritierte Professor der Technischen Universität hat Wiener Parks als Sozialräume analysiert. „Wünschenswert ist immer, dass jede Gruppe selbst entscheiden kann, wie weit sie sich auf die anderen einlässt. Distanz zu kulturell Fremden wahren zu können, hat Vorteile. Vorausgesetzt natürlich, es finden keine ungerechtfertigten Diskriminierungen, kriminellen Handlungen oder Schlägereien statt.“

Dass diese Form von Integration weitgehend ohne Beteiligung der Aufnahmegesellschaft stattfindet, ist offensichtlich: Jugendliche ohne Migrationshintergrund, solche, die hier „Schwabos“ genannt werden, trifft man in den Käfigen selten. „Die Vorstellung der vollständigen sozialen Mischung ist ein nachvollziehbares sozialdemokratisches Ideal, aber weit weg von der Realität“, sagt Dangschat. Im begrenzten Raum des Käfigs, in dem Distanz Mangelware ist, komme es zwangsläufig zu Auseinandersetzungen. „Solange es hier keine intensive pädagogische Betreuung gibt, gilt im Käfig das Recht des Stärkeren.“ In der Regel würden sich diejenigen durchsetzen, die dazu bereit seien, sich ihren Platz mit körperlicher Gewalt zu sichern.

AM ENDE DER HIERARCHIE

Die Ausschlussverfahren des Käfigs treffen die Schwächeren, die Jüngeren – und oftmals die, die anders sind. „Bis zu einem Alter von etwa neun Jahren spielen Herkunft, Hautfarbe und Religion für die Kinder keine Rolle“, sagt Dangschat, der auch in Schulen geforscht hat. „Entweder wird dann der Einfluss der Erwachsenen größer, oder es stellt sich in der Entwicklung ein höheres Bedürfnis nach Abgrenzung ein.“ Eine Gruppe, die fast ausnahmslos keine Chance auf Partizipation habe, seien die Mädchen. „Fußball im Käfig ist eine reine Jungsveranstaltung.“

„Die Mädchen stehen in der Parkhierarchie an unterster Stelle“, sagt auch Christiane Jaklitsch-Van Oudheusden. Die Leiterin der Jugendtreffs Arthaberbad und Sonnwendviertel in Favoriten blickt auf 20 Jahre Erfahrung in der Wiener Jugendbe-

betreuung zurück. „Die Anzahl der Mädchen, die Interesse an Fußball haben, nimmt zu“, sagt sie. Im Paltrampark bieten Jaklitsch-Van Oudheusden und ihre Kollegen daher seit vier Jahren einmal in der Woche Fußball nur für Mädchen an, die Zielgruppe beginnt bei den Zwölfjährigen. „Es ist auch immer ein Kollege dabei, der sich in der Zeit mit den Burschen beschäftigt, damit die nicht sauer sind“, sagt sie. Die mündlichen Erfahrungsberichte der Klientinnen würden zeigen, dass die Maßnahme auch außerhalb der Betreuungszeiten Wirkung erziele: „Die Mädchen erhalten mehr Akzeptanz von den Burschen und dürfen inzwischen auch mitspielen, wenn wir nicht dabei sind.“

Im Rahmen der Parkbetreuung, mit der Jaklitsch-Van Oudheusden und ihre Mitarbeiter für Teile des 10. Bezirks beauftragt worden sind, finden außerdem regelmäßig Fußballturniere statt. Diese erfolgreich parkübergreifend zu gestalten, habe viel Überzeugungsarbeit gekostet. „Am Anfang war daran nicht zu denken. Wer aus dem Erlachpark kam, wollte ausschließlich im Erlachpark spielen.“ Inzwischen wechseln sich die Käfige als Austragungsorte der Bewerbe ab. Wichtig ist dem Team die Beteiligung der Jugendlichen im Vorfeld. „Die Älteren lassen wir mitorganisieren. Sie stellen die Mannschaften zusammen und bestellen auch einen Schiedsrichter, dem sie vertrauen“, sagt Jaklitsch-Van Oudheusden. „Wir unterstützen sie, indem wir ihm ein Honorar zahlen und außerdem Preise organisieren.“ Um dem oftmals übertriebenen Ehrgeiz der Teilnehmer etwas entgegenzustellen, wurde ein Fair-Play-Preis ausgelobt, der zum begehrtesten der Turniere avancierte. Neben der Statistik Gelber und Roter Karten entscheiden die genauen Beobachtungen durch die Sozialpädagogen darüber, wer ihn mit nach Hause nehmen darf. Außerdem, sagt Jaklitsch-Van Oudheusden, bekomme jeder, der mitgespielt habe, eine Medaille. „Das ist für die Jugendlichen wichtig, das baut sie auf.“

DER TRAUM VOM AUFSTIEG

Der Käfig im Forschneritschpark in Rudolfsheim-Fünfhaus wird am Wochenende für gewöhnlich von zwei Gruppen türkischer Männer aus der Umgebung bespielt. Während einer Partie am Sonntagnachmittag fallen diverse Beleidigungen, die manch einer ein bisschen, aber niemand ganz ernst nimmt. „Früher haben wir stundenlang gekickt, jetzt bin ich nach einer halben Stunde fertig“, sagt der 28-jährige Tolga nach dem ersten Sieg und lässt sich auf einer Bank nieder. Erinnerungen an frühere, bessere Zeiten und an die, die den Aufstieg aus dem Park geschafft haben, durchziehen die Gespräche. „Kennst du Ümit Korkmaz?“, fragt Tolga. „Der ist hier aufgewachsen.“ Jeder in der Runde habe ihn schon einmal im Käfig spielen gesehen, versichert man, alle kennen sein Alter, das Haus, in dem er gewohnt hat, und seine fußballerischen Stärken. „Der Ümit war immer sehr schnell, der hatte eine ganz starke Technik, da ist keiner mitgekommen. Was der jetzt macht, kannst du dagegen wegschmeißen“, wirft der 21-jährige Eco ein. Auch die Namen anderer Käfigkicker mit türkischen Wurzeln, die jetzt Profis sind, fallen: Veli Kavlak, Yasin Pehlivan, Muhammet Akagündüz. ▷

UNGESCHRIEBENE REGELN

Nicht immer kommen im Käfig ausreichend Spieler für ein richtiges Match zusammen, manchmal steht auch nur ein Tor zur Verfügung. Die Fähigkeiten am Ball lassen sich trotzdem messen. Eine Sammlung der wichtigsten traditionellen Formate und Varianten des Käfigkicks.

SCHUSSMATCH

Normalerweise spielen hier zwei Spieler, seltener Zweiertteams gegeneinander. Jeder bleibt in seiner Spielfeldhälfte und schießt von dort aufs Tor des anderen. Das Handspiel ist erlaubt. Gespielt wird, bis eine Seite je nach Vereinbarung fünf oder zehn Treffer erzielt hat.

MINI-WM

Ein Spieler wird als Tormann bestimmt, die restlichen treten gegeneinander an, indem sie abwechselnd vom Elf- bzw. Siebenmeterpunkt aufs Tor schießen. Wer in einer Runde kein Tor erzielt, scheidet aus. Die letzten beiden Spieler schießen wie bei einem Elfmeterschießen weiter, bis ein Sieger feststeht.

BERLINER

Hier spielt jeder gegen jeden. Zu Beginn wird der Tormann durch ein Auswahlverfahren wie zum Beispiel das Lattenschießen ermittelt. Die restlichen Spieler müssen aus dem Zuspiel heraus Tore durch Direktabnahmen erzielen: mit dem Fuß, dem Kopf und schließlich der Ferse, wobei die Reihenfolge für jedes Spiel neu festgelegt werden kann. Nach einem Fehlschuss nimmt der Schütze den Platz des Tormanns ein. Ein Spieler verfügt über fünf oder zehn Leben, die sich in zwei möglichen Fällen um den Wert eins verringern: Entweder steht der Betroffene selbst im Tor und erhält einen Treffer. Oder er schießt aufs Tor und erzielt keines. Wer zuerst alle Leben eingebüßt hat, verliert.

NEUN MONATIE

Der Ball muss mit einer Berührung, egal ob mit Fuß, Knie oder Kopf, ins Tor geschossen werden. Jeder Spieler „lebt“ neun Monate lang, die sich entsprechend den Regeln des Berliners um jeweils eines verringern. Was sich hier, aber auch an andere Formate oft anschließt, ist das sogenannte Arschfetzen: Der Verlierer stellt sich rückwärts ins Tor oder hängt sich ans Käfiggitter, während jeder andere einmal von einer ausgemachten Distanz aus auf ihn schießen darf.

DREI CORNER – EIN ELFER

Eine Spielvariante zum regulären Match. Eckbälle werden nicht ausgespielt, sondern gutgeschrieben. Hat eine Mannschaft drei davon gesammelt, steht ihr ein Strafstoß zu.

„In Wirklichkeit hat es noch viel mehr talentierte Spieler gegeben“, sagt Tolga. Nur habe denen die Disziplin gefehlt. „Der Ümit hat immer und überall den Ball am Fuß gehabt.“

Auf dem Nebenplatz bringt Mukki einigen Kindern, die er um 80 Zentimeter überragt, neue Tricks bei. Den Traum vom Profigeschäft hat der 21-Jährige noch nicht aufgegeben. „Im Park werden viele entdeckt“, sagt er. Über einen Freund habe er seinen Manager kennengelernt, der Talente nach Deutschland vermittle, erzählt er. Da ihm die Grasshoppers West-Wien, für die er zuletzt als Spielmacher auflief, zu wenig Geld geboten hätten, hofft er nun auf den deutschen Zweitligaaufsteiger Holstein Kiel. „Mein Ziel ist, dass ich irgendwann vor 50.000 Menschen spiele“, sagt er. Seit dem Abschluss der Matura habe er sich daher ganz auf den Fußball konzentriert. Verletzungen bleiben da nicht aus: „Ich bin am Knie genäht worden und habe immer wieder Rückenprobleme.“ Aber wer konsequent sein Ziel verfolgt, scheint Mukki sagen zu wollen, muss Opfer bringen.

Askin, der Tolga am Tisch gegenüber sitzt, kann davon ein Lied singen. Die sonntäglichen Parkbesuche erinnern den 37-Jährigen an ein früheres Leben. Askin hat als Käfigkicker begonnen, war Gründungsmitglied des SV Galatasaray Wien und spielte kurz in der Kampfmannschaft des Wiener Sportklub, bis ihn eine Kombination aus Schulter- und Knieverletzung mit 18 aus dem Vereinsbetrieb ausscheiden ließ. „Ich würde so gerne mitspielen“, sagt er mit Blick auf den Käfig. „Aber weder meine Kondition noch meine Technik würde noch ausreichen.“ So kommt er mit einem Freund regelmäßig

DIE AUFMERKSAMKEIT DER GROSSEN WIENER KLUBS FÜR DIE KÄFIGE ALS TALENTSCHMIEDE UND DAMIT SCOUTINGFELD HÄLT SICH BISLANG IN GRENZEN.

zum Zuschauen her und verteilt in den Pausen Dosenbier an die Spieler. Als er selbst noch habe spielen können, sagt Askin, vor 20 Jahren, sei er am Wochenende in andere Parks gefahren, um sich zu duellieren. „Das gibt es jetzt alles nicht mehr.“ Am Ludo-Hartmann-Platz in Ottakring habe er seine allerersten Bälle geschossen. „Das Tor war für uns unter einer Bank. So entwickelst du Technik“, sagt Askin. Aber auch das, na ja, wer mache das denn noch.

WEIT WEG VOM PROFIGESCHÄFT

Seit das Fußballfeld am Ludo-Hartmann-Platz knapp außerhalb des Lerchenfelder Gürtels vor einigen Jahren auf einen mittelgroßen Käfig reduziert wurde, spielt sich nun fast alles neben dem betonierten Platz ab. Eine Gruppe Jugendlicher, die untereinander Albanisch sprechen, versucht ab und zu, die wenigen kickenden Kinder von außen zu provozieren. So richtig interessiert das Thema Fußball aber nicht einmal die Fußballer in der Runde. „Nicht jeder will über seine Vergangenheit reden“, sagt der, den sie einen früheren Halbprofi nennen. Seine Sitznachbarn berichten von einem Probetraining beim Wiener Sportklub, das er erfolgreich absolviert habe, und lassen anklingen, dass er sich seinen Urlaub selbst einteile. „Ich hatte keine Lust mehr“, sagt er selbst und steht auf, um sich einen Döner zu besorgen. „Aus dem hätte etwas werden können“, sagt der 20-jährige Toni, der seinen wahren Namen nicht nennen will. Dass man sich heute täglich schon nachmittags zum Chill-out im Park trifft, ist mit Scham besetzt. „Wir haben eben nichts Besseres zu tun“, sagt Toni, der nach dem AMS-Kurs am Vormittag herkommt. „Unsere Eltern sind alle ganz normale Gastarbeiter. Die wollten nicht hoch hinaus, sondern ihr Geld verdienen und ihre Ruhe haben. Wir, die nächste Generation, sind gespalten zwischen den Entscheidungen: Will man auf eine gewöhnliche Weise etwas erreichen oder alles in einen Traum wie Fußball investieren?“, sagt Toni. „Dann kommt man mit Glück bei einem großen Verein unter, und das Leben beginnt mit 35. Oder du heiratest eben mit 25. Zu meiner Frau kann ich nicht sagen: ‚Du, schau mal, welche Tricks ich kann.‘“

Diese Tricks interessieren auch die großen Wiener Vereine nicht. Bislang hält sich ihre Aufmerksamkeit für die Käfige als Talentschmiede und damit Scoutingfeld in

Grenzen. Im Frühjahr 2015 veranstaltete der SK Rapid unter dem Motto „Ein Verein zum Anfassen“ erstmals eine Käfigtour, in deren Rahmen Profispieler einige offene Trainings der Käfig-League der Caritas besuchten. Man kickte gemeinsam, verteilte Autogrammkarten und machte Selfies. Nachwuchsscouts seien zwar vor Ort gewesen, sagt Koordinator Vinzenz Jager, entdeckt habe man aber niemanden. „Das Projekt ist ja noch ganz neu.“ Aus dem im Mai erstmals ausgespielten „Käfigstars“-Bewerb des Floridsdorfer AC mit Teilnahmegebühr und Goodies-Paketen ging eine Grazer Mannschaft als Sieger hervor, die den Hauptgewinn, ein Match gegen die Profis, bislang aus Zeitmangel nicht eingelöst hat. Auch die seit Jahren in Kooperation mit Rapid und der Austria stattfindenden Käfigmeisterschaften, die den Slogan „Werde zur Legende!“ tragen, haben in erster Linie Eventcharakter. Man halte zwar immer die Augen offen, sagt Ralf Muhr, Leiter der Austria-Akademie, es müsse aber bedacht werden, dass die Anforderungen zwischen Käfig- und Klubfußball ab einem gewissen Level sehr unterschiedlich seien. Ex-Austria-Profi Manuel Ortlechner hält genau das für ein Versäumnis: „Es hätte vielen der heutigen Akademiespieler nicht geschadet, wenn sie ab und zu im Käfig gespielt hätten“, sagt er. „Im Park lernst du, dich durchzusetzen.“

UNIVERSELLE BEFREIUNG

Aber nicht jeder sucht im Käfig den Kampf. Mit Blick auf Justizpalast und Volkstheater wird im Neubauer Weghuberpark auf Tennenbelag statt auf Beton gespielt. Das beugt Verletzungen vor, und auch sonst scheint hier weniger auf dem Spiel zu stehen. „Ich muss nicht zeigen, was ich kann“, sagt Papa Kofi, als er als deutlicher Verlierer des ersten Matches den Pausengang zum Brunnen antritt. Der 31-jährige Ghanaer sagt, er habe immer gewusst, dass es bessere Spieler als ihn gebe. „Ich habe nie Profiillusionen gehabt.“ Vor wenigen Tagen hat er seinen Hauptschulabschluss nachgeholt, das Lernen hatte bei ihm in den letzten Wochen Priorität. „Fußball spiele ich, um Spaß zu haben.“ Ähnlich formuliert es der 15-jährige Paul, der auf einer Bank darauf wartet, dass der Käfig frei wird: „Es ist nicht so wichtig zu gewinnen. Aber ich rege mich auf, wenn ich verliere.“ Seit der Volksschulzeit komme der Gymnasiast gemeinsam mit seinem Schulkollegen Max in den warmen Monaten hierher, während der Sommerferien sogar täglich. „Ich habe manchmal daran gedacht, in einem Verein zu spielen“, sagt Max. „Aber ich wohne im 7. Bezirk, und es wäre viel Fahrerei. Außerdem bin am Wochenende meistens mit der Familie am Land.“

2
7



Auf dem Basketballfeld nebenan hat sich in der Zwischenzeit ein ungewöhnliches Bild eingestellt: Da es für ihren Einstieg ins Käfigmatch einer weiteren Person bedürfte, vertreibt sich Silvia mit Tricks am Ball die Wartezeit. Sie komme zum Auspowern her, sagt sie. „Vereine mochte ich nie, die sind mir zu regelmäßig, und der Leistungsdruck ist zu hoch.“ Obwohl sie im Käfig noch nie einer anderen Frau begegnet sei, gefalle ihr die Vorstellung, nicht immer die einzige im Team bleiben zu müssen. Ob das daran liege, dass Männer anders spielten, je mehr Frauen dabei seien? „Tun sie nicht!“, antwortet Orges im Vorbeigehen. Der Gegenspieler von Papa Kofi ist Konzertmusiker, sein Instrument, die Gitarre, hat er sich auf den linken Unterarm tätowieren lassen. „Es geht uns darum, das abzuladen, was sich die Woche über aufgeladen hat“, sagt er, „den ganzen Stress.“ Er habe immer auf der Straße Fußball gespielt: erst in Albanien, dann in Spanien, seit zwölf Jahren hier. „Ich brauche das einfach“, sagt Orges und erntet Zustimmung von den Umstehenden. Und so geht es auch hier, im Bezirk Neubau, wie in allen anderen Käfigen der Stadt um die große Befreiung. ○

„IM KÄFIG WILLST DU NUR GEWINNEN“

Interview: Mareike Boysen
Fotos: Stefan Joham

Veli Kavlak hat es aus den Wiener Parks in den internationalen Profifußballbetrieb geschafft. Im Interview spricht er über die Regeln des Käfigs, sein Verhältnis zu Marko Arnautovic und sinnloses Mitleid.

Sechs Wochen sind es diesmal. In Landau in der Pfalz hat Veli Kavlak Mitte Juni eine Reha beim Physiotherapeuten des österreichischen Nationalteams, Mike Steverding, angetreten. In den vergangenen vier Jahren ist der Besiktas-Spieler sechsmal an der rechten Schulter operiert worden, zuletzt war ein Muskelfaserriss im Bizeps die Ursache. Kavlak ist aus Wien angereist, wo er alle seine Urlaube verbringt. Dort ist er aufgewachsen, dort leben sein Vater und die engsten Freunde, dort hat er seinen Stammfriseur, und nur dort schmeckt ihm der Kebab. „Wien wird immer meine Heimat bleiben“, sagt Kavlak, während er in einem türkischen Restaurant in Landaus Innenstadt an seinem Tee nippt.

ballesterer: Sie haben als Kind auf dem Stöberplatz in Wien-Ottakring mit dem Fußballspielen begonnen. Der Park ist nach einer Sanierung gerade wieder eröffnet worden. Wann waren Sie zum letzten Mal dort?

Veli Kavlak: Letztes Jahr im Sommer. Ich habe nur schöne Erinnerungen an den Stöberplatz. Ich habe damals in der Römergasse gewohnt, der Park war zehn Meter von meiner Haustür entfernt. In der Früh bin ich rausgegangen, habe dort meine Freunde getroffen, wir haben abwechselnd herumgeblödet und Fußball gespielt. Erst am Abend um acht bin ich wieder nach Hause gekommen.

Sind Ihnen nicht irgendwann schulische Verpflichtungen in die Quere gekommen?

Nur am Vormittag. Mein Vater wollte immer, dass ich mich draußen beschäftige, statt drinnen zu hocken. „Das ist besser für deine Entwicklung“, hat er gesagt.

Im Alter von acht Jahren sind Sie nach Floridsdorf gezogen. Wie schnell haben Sie Anschluss an die Fußballszene im Grätzl gefunden?

Der Marie-Schuller-Park war abgelegener, da habe ich mit der Straßenbahn hinfahren müssen. Am Anfang war dort nicht so viel los wie am Stöberplatz, aber irgendwann haben wir uns täglich duelliert.

Wie haben die Teams zusammengefunden?

Das hat sich einfach ergeben. Wir haben keine Handys gehabt und nichts organisiert, nach der Schule sind wir in den Park gegangen. So wie sich andere in ihrem Stammcafé treffen, haben wir jeden Tag Fußball gespielt. Uns hat nichts anderes Spaß gemacht.

Fußball auf öffentlichen Plätzen wird immer wieder ein hohes Integrationspotenzial zugesprochen. Wie haben Sie das erlebt?

Serbien, Kroatien, Bulgarien, Albanien und die Türkei waren vertreten, Österreicher waren aber selten dabei. Wenn wir gespielt haben, war es völlig egal, woher man kommt und ob man reiche oder ärmere Eltern hat.

Welche Sprachen wurden gesprochen?

Nur Deutsch. Sonst hätten wir uns untereinander nicht verstanden.

Wie haben die Hierarchien im Käfig funktioniert?

Die Älteren haben dich nur mitspielen lassen, wenn du gut warst. Leistung war wichtig.

War das tägliche Spiel mehr Zeitvertreib, oder haben Sie schon als Kind gewusst, dass Sie Profifußballer werden möchten?

Ich wollte immer Fußballer werden, in der Türkei gibt es nichts Größeres. Mein Vater hätte mich auch zum Tennis schicken können, aber das interessiert dort niemanden. Jeder türkische Vater will seinen Sohn Fußball spielen sehen. Hätte ich als Kind gewusst, dass es so schwer werden würde, hätte ich mich vielleicht anders entschieden.

Wann ist Ihr Talent zum ersten Mal aufgefallen?

Ich habe als Siebenjähriger zweimal beim Post SV trainiert, dann hat mich Rapid zum Probetraining eingeladen. Mein Vater ist ein großer Hans-Krankl-Fan. Er wollte immer, dass ich dort spiele.

Sie sind fünf Monate älter als Marko Arnautovic, den Sie in Floridsdorf beim Kicken kennengelernt haben. Im ballesterer-Interview hat er behauptet, seine Käfigmannschaft sei die beste in ganz Wien gewesen. Wie haben Sie sich mit anderen gemessen?

Sonntags, wenn wir frei hatten, sind wir manchmal zu fünft oder zu sechst in andere Bezirke gefahren und haben gegen die Käfigteams dort gespielt. Einen Schiedsrichter hat es nicht gegeben, nur ein hartes Foul war ein Foul. Das Spiel war aus, wenn eine Mannschaft zehn Tore geschossen hat. Der Sieger ist am Platz geblieben.

Ein Wiener Sozialträger hat vor fünf Jahren versucht, ein ähnliches System in einigen Bezirken wieder zu installieren, allerdings endeten die Partien regelmäßig in Schlägereien. War es bei Ihnen ähnlich?

Wenn fünf gegen fünf spielen, hast du viele Charaktere und viel Ehrgeiz versammelt. Es hat immer wieder Psychopathen gegeben, die durchgedreht sind und damit Massenschlägereien provoziert haben. Ich war dann auch mitten drin: Deine Freunde kannst du nicht im Stich lassen. Am nächsten Tag haben wir aber alle wieder zusammen gespielt.

Waren einige Ihrer Mitspieler ähnlich talentiert wie Sie? Und warum sind aus denen keine Profis geworden?

Es hat Spieler gegeben, die viel besser waren als ich. Aber das Talent allein reicht schon lange nicht mehr aus. Du brauchst Leidenschaft, Durchhaltevermögen und Disziplin. Du musst bereit sein, Opfer zu bringen. Viele haben das Kicken als Hobby gesehen. Wenn du dich für den Fußball als Beruf entscheidest, musst du dem alles unterordnen. ▷

Veli Kavlak (28) spielte als 16-Jähriger erstmals für die Profis von Rapid, 2011 wechselte er zu Besiktas JK. Sowohl in Wien als auch in Istanbul gewann er zwei Meistertitel. Der 31-fache österreichische Teamspieler zog sich 2012 im Spiel gegen Island eine Schulterverletzung zu und fiel seither immer wieder monatelang aus.



Wann ist Ihnen das klar geworden?

Als ich zu den Rapid-Profis gekommen bin, war die Frage nicht mehr: „Ist morgen Training?“, sondern: „Wann ist morgen Training?“. Nach zwei Wochen habe ich kurz überlegt, ob ich das wirklich machen will. Der Druck war enorm, aber der Traum immer stärker.

Ihr Profidebüt haben Sie mit 16 gegeben, mit 18 sind Sie zum ersten Mal für das Nationalteam aufgelaufen. Wie haben Ihre Käfigkollegen auf Ihre Erfolge reagiert?

Ich bin von allen beglückwünscht worden, an Neid kann ich mich nicht erinnern. In den ersten Jahren als Profi habe ich auch immer, wenn ich konnte, nachmittags im Käfig gespielt.

Hat man Ihnen das erlaubt?

Nein, der Verein hat das nicht gewusst. Ich war damals ja noch ein Kind und habe nicht darüber nachgedacht, dass ich mich schonen muss, um am nächsten Tag wieder fit zu sein. Der Park hat einfach dazugehört, auch für den Marko.

Glauben Sie, dass es heute noch möglich ist, vom Käfigkicker zum Profifußballer zu werden?

Auf jeden Fall. Ob man noch zum Spielen in den Park gehen kann, wenn man in der Nachwuchsmannschaft eines Profivereins spielt, weiß ich aber nicht. In meiner Zeit hat es ja noch keine Akademien gegeben. Ich habe neulich bei der U14 von Rapid zugeschaut, die einen eigenen sehr schönen Platz hat. Bei uns ist es längst nicht so professionell zugegangen, wir waren viel unbekümmerter.

Fallen ehemalige Käfigkicker unter den Profifußballern auf? Unterscheiden sich Spieler wie Ümit Korkmaz, Tanju Kayhan und Aleksandar Dragovic in ihrem Stil von anderen?

Da muss ich gleich etwas klarstellen: Der „Drago“ ist keiner. Der hat wahrscheinlich irgendwo auf einer schönen Wiese gespielt, wir auf Beton. Einen echten Parkspieler erkenne ich aus einem Kilometer Entfernung. Woran das liegt, ist schwer zu sagen. Auf jeden Fall daran, wie er Sachen ausspricht. Wenn wir uns begrüßen, beschimpfen wir uns. Da sagt man nicht: „Servus, wie geht's dir?“ Sondern: „Was machst du, Trottel?“ Wenn Marko und ich uns sehen, reden wir in unserer eigenen Sprache.

Es gibt ein Werbeplakat der Stadt Wien aus Ihrer Rapid-Zeit, auf dem Sie sich gegen Sachbeschädigung einsetzen. Waren Sie in Ihrer Jugend oft mit Kleinkriminalität konfrontiert?

In den anderen Bereichen des Parks ist viel passiert, aber wir wollten nur Fußball spielen. Hätte uns jemand Drogen angeboten, hätten wir ihn hundertprozentig mit Schlägen vertrieben.

In der Öffentlichkeit treten Sie zumeist sehr bescheiden auf. Hat Ihre Persönlichkeit es Ihnen erschwert, sich im Käfig zu behaupten?

Wir haben ja nichts gehabt, mit dem wir hätten angeben können. Niemand von uns hat eine Playstation gehabt. Im Käfig willst du irgendwann nur noch gewinnen, sonst nichts. Da geht es auch nicht mehr darum, Spaß zu haben, sondern jeder haut sich richtig rein. Die Narbe an meinem Auge stammt von einem Parkmatch.

Sie haben im Zusammenhang mit Ihrer lange nicht diagnostizierten Schulterverletzung eine hohe Schmerzresistenz bewiesen. Haben Sie Ihre Anfänge im Käfig hart im Nehmen gemacht?

Es könnte damit zusammenhängen. Wer im Käfig hinfällt und sich das Knie oder den Ellbogen aufschürft, steht auf und spielt weiter. Inzwischen weiß ich, dass es nicht immer vorteilhaft ist, den Schmerz zu ignorieren, wie man an meiner Schulter sieht. Gegen den Schmerz kannst du nicht gewinnen. Irgendwann sagt dir der Körper: Ich habe dich lange genug getragen. Und streikt.

Wann haben Sie das letzte Interview gegeben, bei dem sich die erste Frage nicht um Ihre Schulter gedreht hat?



„Veli ist Legende“ – Kavlak genießt am Stöberplatz einen guten Ruf

Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, und ich kann das auch nicht mehr hören. Der Besiktas-Fanklub aus Mannheim hat mich gerade zu einer Feier eingeladen. Ich weiß genau, was bei so einer Veranstaltung passiert: Jeder will wissen, wie es um meine Schulter steht. Also habe ich abgesagt und treffe mich nur mit den Vertretern in kleiner Runde.

Können Sie mit Mitleid etwas anfangen?

Überhaupt nicht. Wer solche Schmerzen nicht erlebt hat, weiß sowieso nicht, wovon er spricht. Ich trage meinen eigenen Kampf aus – und den werde ich gewinnen.

Ein Redewendung in Ottakring lautet: „Veli ist Legende.“ Nehmen Sie das ernst?

Es erfüllt mich natürlich mit Stolz, wenn mich die Kinder bewundern. Ich war ja genauso wie sie. Ich wollte Profi werden und habe meine Vorbilder gehabt.

Wie erleben Sie die Parkkultur, wenn Sie heute nach Wien kommen?

Ich glaube, es gibt nicht mehr so viele Käfigspieler wie früher. Zumindest sehe ich sie nicht. Jetzt hat jeder ein Smartphone und Facebook, da kann man sich anders beschäftigen.

Wo kickt die Istanbuler Jugend?

Dort gibt es keine Käfige. Die Kinder spielen in Seitengassen und markieren die Tore mit Schuhen. Arda Turan, der heute beim FC Barcelona spielt, hat so begonnen. Ideal ist das nicht, Wien macht es viel besser.

Im April sind Gerüchte über Ihre leihweise Rückkehr zu Rapid aufgekommen. Hat es bereits Gespräche gegeben?

Nein. Ich werde jetzt die Reha zu Ende bringen und versuchen, bei Besiktas ins Mannschaftstraining einzusteigen. Erst dann kann ich sagen, ob die Schulter hält und wie es weitergeht. ○

RESPEKT FÜR ALLE

Text: Mareike Boysen

Foto: Daniel Shaked

Die Käfig-League der Caritas geht heuer in die achte Saison. Kinder und Jugendliche sollen dort Fair Play üben. Die Betreuer müssen Trainer, Vorbilder und Sozialarbeiter sein – und das alles im Ehrenamt.

Montagnachmittags ab fünf verteilt Stefan Anwander Umarmungen. Dass sich selbst universalfrustrierte Teenager von ihm trösten lassen, mag mit dem jugendlichen Auftreten des 40-Jährigen zusammenhängen. Vor allem aber wählt er für Lob und Zuspruch einen Rahmen, in dem es nicht peinlich ist, Emotionen zu zeigen: das Fußballspiel. Gemeinsam mit Peter Girsch trainiert Anwander seit eineinhalb Jahren 20 Burschen am Lorenz-Bayer-Platz an der Grenze zwischen den Wiener Bezirken Ottakring und Hernals. Neunerpark nennen den die Anwohner nach der regelmäßig vorbeirumpelnden Straßenbahnlinie. Was den wöchentlichen Termin von einem klassischen Fußballtraining unterscheidet, sind die Niveauunterschiede der Spieler, die durch den Käfig begrenzte Größe des Felds – und dass es nicht vorrangig um den Sport geht.

ETABLIERTE AUSSENSEITER

„Im Kader sind diverse Länder vertreten“, sagt Anwander und deutet auf einzelne Spieler. „Tschetschenien, Afghanistan, Syrien, Somalia, Ukraine, Bulgarien, Serbien. Natürlich läuft da nicht immer alles harmonisch ab.“ Da man Kinder aber nicht mit wissenschaftlichen Vorträgen erreiche, gießt er die Minimalanforderungen eines respektvollen Umgangs in einprägsame Slogans. „Es ist egal, wo du herkommst, Hauptsache ist, du weißt, wo dein Herz ist“, lautet einer davon. „Siegen ist wichtig, aber nicht um jeden Preis“ ein anderer. Mit dem Klassiker „Wir sind ein Team“ ist Anwander am Vortag an die Grenzen der Glaubwürdigkeit gestoßen: Im Finale des Gemeindebau-Cup trafen ausgerechnet die beiden jeweils fünfköpfigen Teams des Neunerparks aufeinander. „In zwei Stunden pro Woche können wir keine langfristigen sozialen oder sportlichen Veränderungen bewirken“, sagt Anwander. Stattdessen sei die offene Kinder- und Jugendarbeit in Wien insgesamt gefordert, mehr Angebote zu schaffen.

Nicht nur ihr fehlender Migrationshintergrund macht das Trainerduo im Käfig zu etablierten Außenseitern, wie Anwander es nennt. „Die Jugendlichen aus der Nachbarschaft sind jeden Tag hier, der Park ist ihr Terrain. Wir müssen immer wieder verhandeln.“ Schließlich funktioniere nichts im Käfig, solange draußen Chaos herrsche. Kommt es unter den Spielern zu Handgreiflichkeiten, folgen Einzelgespräche. Wichtig sei, sagt Anwander, „dass man für sie da ist, auch wenn sie den größten Scheiß gebaut haben“.

VERDECKTE SOZIALARBEIT

2010 wurde die Käfig-League als Projekt der Wiener Caritas gegründet. Dem Fußballkäfig als potenziellem sozialen Brennpunkt wollte man mit Betreuung und Fair Play begegnen. Bacherplatz, Margaretengürtel und Praterstern waren die ersten Standorte, mittlerweile finden in 19 Parks wöchentlich kostenlose Trainings statt. „Wir haben die Käfige gescoutet und solche ausgewählt, in denen unser Klientel bereits vorhanden war oder die in der Nähe großer Gemeindebauten liegen“, sagt Projektmanager Alexander Schneider. Sechs- bis 14-Jährige sollen angesprochen werden, eine Zielgruppe, die sich, wie der ausgebildete Psychologe sagt, leicht zum Sport bringen und pädagogisch gut formen lasse.

Von seinen derzeit 34 männlichen und vier weiblichen Trainern, die für ihren Einsatz eine Aufwandsentschädigung erhalten, erwartet Schneider nicht nur fußballerische, sondern auch zwischenmenschliche Kompetenzen. „Die Trainer sind verdeckte Sozialarbeiter“, sagt er. „Im Mittelpunkt steht zwar der Fußball, nebenbei baut man aber



Trainer am Rand – Stefan Anwander im Neunerpark-Käfig

Beziehungen auf.“ Eine pädagogische Ausbildung wird für die Tätigkeit dennoch nicht vorausgesetzt. Spieler, die sich an zuvor vereinbarte Regeln halten und außerdem regelmäßig erscheinen, werden mit einer Nominierung für Turniere belohnt. Ansonsten bleibt der Wettbewerbscharakter im Hintergrund, man wolle Breitensport anbieten. „Bei Kindern unter elf muss man Ehrgeiz überhaupt nicht fördern“, sagt Schneider. „Die haben sogar oft zu viel davon.“

3
3

GEH RED STAR ODER POST

Wenn der zehnjährige Marko den Turniersieg vom Vortag Revue passieren lässt, sagt er zum Beispiel: „Kader hat als Innenverteidiger Potenzial. Wenn er bei FIFA wäre, würde er einen 90er-Wert haben.“ Bei dem Videospiel käme er damit auf Augenhöhe mit Jerome Boateng. Marko selbst hat, seit ihn der ältere Bruder regelmäßig beim Kicken in Bosnien im Tor abstellte, in Gianluigi Buffon sein großes Vorbild gefunden. Als er sich beim Post SV für ein Probetraining anmeldete, teilten ihm die Verantwortlichen mit, der Bedarf an Torleuten sei gedeckt. Im Neunerpark hingegen ist Marko gefragt: Das Finalspiel hat er jeweils zur Hälfte für „Lorenz Bayer 1“ und „Lorenz Bayer 2“ bestritten.

Auch Youssef hat noch keinen passenden Verein gefunden. Da er mit einer Nachwuchsmannschaft von Wiener Akademik ständig verlor, habe er dort aufgehört, sagt der 13-Jährige, dessen Eltern aus Syrien stammen. Nach einem Käfigturnier vor einigen Wochen rief ein Nachwuchstrainer von Red Star Penzing seinen Vater an. „Im Park sagen alle ‚Geh Red Star‘ oder ‚Geh Post‘“, sagt Youssef. Fahad, der ein Jahr älter ist, hat sich das längst zu Herzen genommen: Gerade ist der Stürmer in die U15 von Red Star aufgestiegen. Als er während des Spiels durch den Käfig des Neunerparks flitzt, baumelt um seinen Hals ein schwarz-rot-grüner Kettenanhänger in den Umrissen Afghanistans. „Trainer, ich hab Angst, dass ich das Netz kaputt mache“, ruft er nach seinem dritten Treffer Richtung Anwander und geht vor Lachen in die Knie.

In der Abschlussrunde dieses letzten Trainings vor der Sommerpause gibt Trainer Anwander überraschend seinen Rücktritt bekannt. Ab Herbst übernehme sein Nachfolger, der noch nicht feststehe. „Aber warum?“, fragen einige der Jüngeren, nachdem sie den ersten Schock überwunden haben. „Ach, das hat persönliche und berufliche Gründe.“ Anwander winkt ab. „Hörts auf, das Leben geht weiter“, sagt er noch zu den Spielern des Neunerparks, die mit hängenden Köpfen zurückbleiben. ○